

# Mary Elizabeth Braddon



*M. E. Braddon*

## Am Abgrund

# **Am Abgrund.**

von

**M. E. Braddon.**

---

Aus dem Englischen  
Autorisierte Ausgabe.



**Berlin, 1873.**  
Verlag von Otto Jahnke

## I. Kapitel.

**I**n einer düsteren alten Kirche der Fabrikstadt Mirkdale fand eine Trauung statt. Es war in ihrer Weise eine sehr gewöhnliche Heirath aber nichtsdestoweniger eine interessante Ceremonie für die kleine Gruppe von Männern und Frauen, die ihr, in ihren besten Kleidern und mit einem Festtagsgesichte beiwohnten.

Die Hauptrolle in dieser kirchlichen Handlung spielte der Bräutigam, ein großer, plump aussehender Mann, mit grobem, schwarzem Haare, das an seinem großen Kopfe kurz geschoren war und einem dunkeln Gesicht, das durch die langen schwarzen Brauen, die seine grauen Augen überschatteten, noch dunkler erschien. Man konnte ihn keineswegs häßlich nennen, aber sein Gesicht ließ errathen, daß es unter dem Einfluß von Zorn oder einem andern starken Gefühl ein furchtbares Aussehen annehmen konnte.

Dieser Mann war Joshua Rainbow, Vorarbeiter in der Patronenfabrik zu Mirkdale, achtunddreißig Jahre alt und sich in Folge der Thatsache, daß er Esther Wall zum Weibe genommen, für einen der stolzesten und glücklichsten Menschen haltend.

Er hatte in der That eine genügende Rechtfertigung für seinen Stolz. Das Mädchen war das hübscheste,

freundlichste kleine Wesen, das jemals die Sinne eines ehrlichen Mannes berückte — eine zarte, kokette, kleine Schönheit, mit einer weißen, durchsichtigen Haut, die zuweilen, wenn sie sprach, in ein rosiges Roth überging, mit braunen, ausdrucksvollen Augen und einer wahren Rosenknospe von einem Mund. Ihre Nase war, an sich genommen, vielleicht nicht ganz vollkommen; aber sie war klein und paßte zum Gesicht. Auch an einzelnen Schönheiten, an langen Augenlidern und Grübchen, fehlte es Esther nicht, während die Wellenlinien ihres Halses und ihrer Büste einen Bildhauer entzückt hätten.

Sie war erst achtzehn Jahre und sollte mit Joshua Rainbow, der fast zwanzig Jahre älter als sie war und noch älter aussah, sich verheirathen. Aber es gibt auch in diesen unteren Schichten des Lebens Convenienzheirathen und Esther stammte aus einer Familie, die sehr tief in der Welt stand und der eine Heirath mit dem soliden, nüchternen und gutgestellten Vorarbeiter der großen Patronenfabrik eine glänzende Aussicht im Leben bot. Joshua's Lohn betrug nahezu drei Pfund in der Woche, während die ganze Familie von Mathew Wall mit weniger als der Hälfte dieser Summe existieren mußte. So hatte Esther Mr. Rainbows Antrag angenommen, hauptsächlich ihrem Vater zu Gefallen, der ein harter Mann war und jeden Widerstand gegen seinen Willen sehr übel aufgenommen hätte. Auch die Rücksicht auf ihre zahlreichen jüngeren Brüder und Schwestern und

die Bitten ihrer armen Mutter hatten sie bei diesem Schritt beeinflußt.

Man darf indeß nicht annehmen, daß Esther Wall eine besondere Abneigung gegen Joshua Rainbow hegte, oder daß sie mit den Gefühlen eines Opfers zum Altar ging. Wenn sie über ihre Empfindungen in diesem Punkt befragt wurde, antwortete sie ohne Zögern, daß sie Joshua wohl leiden möge, daß er sehr gut gegen sie sei und daß Vater und Mutter die Heirath wünschten. Sie hatte einen kleinen, halbkindischen Stolz bei dem Gedanken, daß sie ein eigenes Haus haben, daß sie besser gekleidet sein würde als bisher, und daß sie Vater und Mutter an Sonntagen zum Essen und ihre Brüder und Schwestern zum Thee einladen könne. Joshua hatte ihr versprochen, daß er seiner Seits dieser Gastfreundschaft keine Grenzen setzen und daß sie in Allem ihre eigene Gebieterin sein werde. Die Sache ist die, daß dieser große, breitschultrige, mit Schießpulver beschmierte Joshua bereit war, niederzuknieen und den Boden zu küssen, auf dem sie ging, oder irgend eine andere Thorheit zu begehen, nur um seine Liebe zu beweisen. Er hatte allerdings eine plumpe Art und Weise seine Gefühle auszudrücken, oder er ließ sie vielmehr größtentheils ganz unausgedrückt; aber seine Abgötterei war darum nicht weniger heftig und er glaubte, daß es in der ganzen Welt kein so liebenswürdiges und schönes Wesen mehr gebe, als das Mädchen, das er heute so glücklich war, zum

Weibe zu erhalten.

Der Tag stand nicht mit seinem Glück im Einklang. Es war ein düsterer Herbsttag und während der ganzen Ceremonie in der Kirche schlug der Regen gegen die trüben Fenster und die Hochzeitsgesellschaft blickte zweifelhaft auf ihre Sonntagskleider, als sie nach Beendigung der Trauung vor die Thüre trat. Es hatte nicht geregnet, als sie zur Kirche kamen und die ganze Gesellschaft war zu Fuß dahin gegangen; aber Joshua wollte nichts davon hören, daß sie nach Hause gingen; er schickte Vielmehr einen seiner Leute fort, um ein paar Wagen zu holen. Unterdessen kehrte die kleine Gesellschaft in die kalte dumpfe Kirche zurück, um dort die Ankunft dieser Fuhrwerke zu erwarten. Es war wirklich ein trauriger Schluß der Ceremonie. Die arme kleine Braut zitterte vor Kälte und hüllte sich dichter in ihren Shawl. Dieses Kleidungsstück sowie ihr ganzer Brautanzug war ein Geschenk von Joshua, denn der alte Mathew Wall hatte erklärt, daß er kein Geld für Putz aufzuwenden habe. Alles Geld, was er aufzuwenden hatte, nahm seinen Weg nach der »Kutsche und den Pferden,« einem kleinen Wirthshause, in der Nähe seiner elenden Wohnung.

Auch erlaubten es Mr. Walls Mittel nicht, zu Ehren der Heirath seiner Tochter einen kleinen Hochzeitsschmaus in seinem Hause zu veranstalten. So wurde das Fest in der Wohnung von Joshuas Mutter abgehalten — einer

stattlichen alten Dame, die in sehr günstigen Umständen lebte.

Joshua hatte bisher die Wohnung seiner Mutter getheilt; jetzt aber bei der neuen Lebensstellung des Sohnes stand eine Trennung zwischen ihnen bevor. Joshua hatte gewünscht, daß sie alle drei zusammenleben sollten und dafür seine besten Gründe geltend gemacht.

»Nein,« hatte Mrs. Rainbow geantwortet; »ich weiß, daß Du es gut meinst, Joshua, aber es kann nicht sein. Ich hatte geglaubt, Du würdest niemals heirathen, da Du fast vierzig Jahre alt geworden bist, ohne daran zu denken. Und ich hatte mir eingebildet, Du würdest, wenn Du doch in den Ehestand treten wolltest, Eine nehmen, die Deinem eigenen Alter näher stände und ein hübsches kleines Stück Geld besäße. Es ist indeß nicht meine Sache, mich zu beklagen. Du hast für Dich gewählt und mußt am besten wissen, ob Du gut gewählt hast. Was aber unser Zusammenleben betrifft, Josh, so ist das in keinem Falle thunlich. Ich könnte mich nicht mehr an die Art und Weise eines jungen Mädchens gewöhnen. Es ist deshalb besser, Du nimmst eine eigene Wohnung, mein Junge, und läßt die arme alte Frau ihre Tage allein beschließen.«

Sie sagte dies mit einer Miene trauriger Resignation und keine Vorstellungen ihres Sohnes vermochten sie von ihrem Entschluß abzubringen. So miethete er ein kleines Haus für sich, sehr zur Zufriedenheit der Familie Wall. Es war ein anständiges kleines Haus mit einem Gärtchen, in

der Umgebung der großen rauchigen Stadt, fast auf dem Lande gelegen. Die Möblirung dieses neuen Hauses nahm einen großen Theil von Joshuas Ersparnissen in Anspruch, aber Welch' ein glücklicher Mann war er, als er eines Nachmittags mit Esther an seinem Arm die Trödlerläden besuchte, Stühle und Tische, Gläser und Geschirr für das Haus auswählend, das sie mit einander bewohnen sollten. Die Möbel waren in den Augen von Esther, die ihre Jugend in der ärmlichsten Umgebung zugebracht hatte, wahrhaft glänzend und verschwenderisch.

Auch Mrs. Rainbow hielt die Ausstattung der Wohnung für zu kostspielig. Sie machte namentlich ihre Bemerkungen über die Tapezierung und die Vorhänge des Schlafzimmers, über einen Mahagoni-Chiffonier u.s.w., als für einen Arbeiter zu luxuriös.

Das Hochzeitsfest im Hause der Wittwe nahm einen sehr guten Verlauf. Es war reichlich für Speise und Trank gesorgt und die Gäste sprachen beiden tapfer zu. Das Schmausen und Trinken dauerte bis tief in die Nacht hinein und Joshua dachte, es würde niemals ein Ende nehmen. Endlich aber machte doch die Gesellschaft Anstalt zum Aufbruch und dem Festgeber war es gestattet, seine Frau in ihr neues Haus einzuführen. Der Regen hatte längst aufgehört. Es war eine klare Mondnacht, ein wenig kalt, aber sehr ruhig und hell, als die Braut und der Bräutigam sich auf den Heimweg



begaben.

Es war ein Weg von einer und einer halben Meile, ein sehr einsamer Weg unter diesem heitern Sternhimmel. Eine Zeit lang gingen sie schweigend neben einander her. Esther war zu schüchtern, um unangeredet zu sprechen und Joshua's Herz war fast zu voll für Worte.

»Es thut Dir nicht leid, meine Liebe?« fragte er endlich mit leiser Stimme.

»Leid, was, Joshua?«

»Daß Du mich geheirathet hast.«

»Ich müßte sehr undankbar sein, Joshua, wenn es so wäre, da Du doch so gut gegen mich bist und mir versprochen hast, daß ich die Mutter und die Uebrigen von ihnen sehen darf, so oft es mir gefällt — wirklich sehr undankbar.«

»Nimm es nicht auf diese Weise, Hetty,« sagte er, »sprich nicht von Dankbarsein es verletzt mich, Dich so reden zu hören. Was habe ich für Dich gethan? Nichts. Gibt es etwas, das ich nicht für Dich thun und Deinetwegen mit Freuden thun würde, meine Liebe? Aber sprich nicht von Dankbarkeit. Von Deiner Liebe möchte ich überzeugt sein, Hetty.«

»Ganz gewiß, Joshua,« stammelte sie, durch seinen Ernst verwirrt, »ich bin Dir sehr gut. Ich weiß Niemanden auf der Welt, dem ich so gut wäre, die Mutter ausgenommen.«

»Willst Du nicht lieber sagen, daß Du mich liebst, Hetty. Gut sein, ist ein kaltes Wort zwischen Mann und Frau.«

»Allerdings liebe ich Dich, weil Du so gut gegen mich bist und mir so schöne Dinge gegeben hast — nicht wegen der Dinge, Joshua, sondern wegen Deiner Güte — und weil Du so viel an mich gedacht und Dir soviel Mühe um mich gegeben hast, und das ist, wie Du siehst, fast Dasselbe, als dankbar sein. Es heißt das nur Dankbarkeit bei einem andern Namen nennen.«

Diese Worte, so einfach und mit einem solchen Ausdruck von Wahrheit gesprochen, durchfröstelten sein Herz. Wenn das Liebe war, wie verschieden war diese Liebe von der seinigen. Sie liebte ihn, weil er gut gegen sie gewesen und er — liebte sie nur um ihretwegen, würde sie hoffnungslos lieben, wenn sie ihn noch so schlecht behandelte, würde sie selbst lieben, wenn sie seiner unwürdig wäre. Er war sich in diesem Augenblicke bewußt, daß etwas Blindes, Thörichtes und Unvernünftiges in seiner Liebe für sie liege, daß es eine Verblendung war, die sein Verderben hätte herbeiführen können, wenn sie anders gewesen wäre, als sie wirklich war, daß er sie, wenn sie der niedrigste Auswürfling in den Straßen von Mirkdale gewesen wäre, an seine Brust genommen und ihr sein Herz so ganz gegeben hätte, wie er es ihr jetzt gab.

Er bedauerte sich ein wenig, als er an diese Dinge

dachte und seufzte dann mit einem Gefühl von Resignation, die nicht ganz ohne eine Empfindung von bitterer Traurigkeit war. Er konnte niemals hoffen, daß sie ihn lieben werde, wie er sie liebte — er, zwanzig Jahre älter als sie, er, der keine Vorzüge der Person und des Benehmens besaß, wodurch er ihre Liebe erwerben konnte. Er mußte sich mit der Versicherung begnügen, daß sie ihm gut sei, so gut, wie Niemandem in der Welt — ihre Mutter ausgenommen.

So gingen sie unter dem kalten herbstlichen Sternhimmel nach Hause, um ihr neues Leben zu beginnen.

---

## II. Kapitel.

Zwei Jahre von Joshua Rainbows ehelichem Leben waren hingegangen, nicht unglücklich, aber auch nicht ganz unumwölkt durch kleine Unannehmlichkeiten und dabei überdies getrübt durch einen schweren Kummer. Seine kleine Frau hatte ohne Zweifel ihr Bestes gethan, aber ihr Bestes in der Haushaltungskunst hatte nicht viel zu bedeuten. Die häusliche Erziehung Esthers war bei der liederlichen Wirthschaft, die im Hause ihres Vaters herrschte, sehr vernachlässigt worden. Mr. Rainbows häusliche Verhältnisse gestalteten sich deshalb nicht so behaglich, als sie hätten sein können; sein Mittagessen war selten zur rechten Zeit fertig, und die Speisen ließen in Bezug auf Qualität und Zubereitung sehr oft viel zu wünschen übrig. Das Wasser, womit sein Thee bereitet war, schmeckte, als ob es nicht gesotten, oder als ob der Rauch beim Kochen hineingeschlagen wäre; selbst auf sein ärmliches Abendessen aus Brod und Käse konnte er sich nicht immer verlassen, weil seine Frau die Hilfsquellen des Brodkorbs nicht gehörig berechnet hatte, so daß er sich um zehn Uhr Nachts ohne Brod fand. Mr. Rainbow ertrug alle diese kleinen Uebel mit der besten Laune; aber sie kamen gewöhnlich auf die eine oder andere Weise zu den Ohren seiner Mutter und von ihren

Klagen und Vorwürfen — sie tadelte ihn immer noch wegen seiner Heirath mit Hetty — hatte er weit mehr zu erdulden, als von seinen kleinen häuslichen Unannehmlichkeiten.

Ein Knabe wurde ein Jahr nach Joshua's Hochzeit geboren und seine Ankunft brachte in dem kleinen Haushalt einen Zustand wirklichen Glücks hervor. Esther hatte in Joshua's Augen niemals so reizend ausgesehen, als wenn sie ihm mit ihrem Kind im Arm gegenüber saß. Er pflegte sie bei solchen Gelegenheiten mit einer Bewunderung anzublicken, die fast an Verehrung grenzte.

Als das Kind vier Monate alt war, wurde es krank und starb, und es kam Esther vor, als ob alles Licht und alle Hoffnung ihres Lebens mit ihm dahingeschwunden sei. Sie hatte nicht eher gewußt, wie sehr sie es geliebt und welche Veränderungen es in ihrem Leben hervorgebracht hatte, bis es gestorben war. Als sie es verloren hatte, wurden ihr die Augen auf einmal geöffnet und sie sah ihr künftiges Leben leer und traurig ohne Ziel und Ausgang vor sich ausgestreckt.

Sie war jetzt älter als in den Tagen, wo sie Joshua gesagt hatte, daß sie ihm gut sei — älter und klüger, und sie wußte jetzt, daß sie ihn niemals geliebt und daß sie ihn nur geheirathet hatte, um ihren Verwandten zu Willen zu sein, und weil sie zu schwach und thöricht gewesen, um Nein zu sagen. Sie war sich jetzt bewußt, daß ein tieferes Gefühl in ihrem Herzen schlummerte, als

dasjenige war, das Joshua erweckt hatte — sie war es sich bewußt durch ihre leidenschaftliche Liebe für ihr todes Kind, diese weit entfernt war von ihrer ruhigen Duldung des Gatten wie der Blitz vom Schimmer einer schwachen Oellampe.

In den ersten Monaten nach dem Tode ihres Kindes vernachlässigte sie in ausfallender Weise ihre Haushaltsgeschäfte, sich ganz ihrem leidenschaftlichem hoffnungslosen Kummer hingebend und während dieser Zeit zeigte ihr Mann die zärtlichste Nachsicht gegen ihre Schwäche, indem er den Verlust des Kindes selbst aufrichtig beklagte und zu Thränen gerührt wurde, so oft seiner Erwähnung geschah.

Dann trat auf einmal eine Aenderung ein und Esther wurde plötzlich emsig und fleißig, indem sie sich mit stätigem festem Entschluß bemühte, die Geheimnisse der häuslichen Wirthschaft zu erlernen. Joshua's Mittagessen erschien jetzt immer pünktlich und die Beschaffenheit desselben verbesserte sich mit jedem Tage. Er war überaus dankbar für diesen Fortschritt und wurde niemals müde, seine Frau wegen ihrer guten Wirthschaftsführung zu loben. Er wunderte sich zuweilen, warum sie seine Lobeserhebungen stets mit einem Seufzer aufnahm, warum das bekannte Lächeln ihrer Mädchenzeit niemals mehr ihr blasses Gesicht erheiterte; wenn er aber an ihr verstorbenes Kind dachte, wunderte er sich nicht mehr. Es würde ohne Zweifel viel

Zeit bedürfen, ehe sie ihren Schmerz verwinden könnte. Und wie gut es von ihr war, ihren Kummer zurückzudrängen und sich seinetwegen so sorgsam den Haushaltungsgeschäften zu widmen!

»Ich zweifle nicht daran, daß im nächsten Jahre mein Lohn erhöht werden wird,« sagte er eines Abends, »und dann sollst Du ein Mädchen haben, das Dir beispringt. Ich wünsche nicht, daß meine Frau zur Sklavin werde!«

»Es gibt nicht viel Arbeit, Joshua,« antwortete sie mit jenem schwachen Schatten eines Lächelns, das trauriger war als kein Lächeln. »Es ist mir eine Wohlthat, daß ich etwas zu thun habe. Ich könnte nicht den ganzen Tag dasitzen mit der Hand im Schoß. Es würde mich wahnsinnig machen.«

»Da sind Deine Schwestern,« sagte Joshua wohlwollend, »sie könnten Dir Gesellschaft leisten und Dich ein wenig erheitern.«

»Sie sind keine Gesellschaft für mich. Wir sind uns nicht mehr, was wir sonst waren. Nein, Joshua, Du bist sehr gütig, davon zu sprechen; aber ich bin am besten allein.«

So blieb sie Woche für Woche allein, und trotz der Arbeit für ihren Haushalt, der zwei oder drei Stunden des Morgens in Anspruch nahm, waren ihre Tage langweilig und leer und sie fühlte, daß das Leben ein Gut sei, für das sie keine Ursache habe, dankbar zu sein — mehr eine

Bürde, deren Tragung ihr fast zu schwer wurde.

Es kam ihr zuweilen vor, als ob sie mit dem Verluste ihres Kindes Alles verloren habe — alle diese neuen und heftigen Gefühle, die es in ihr erweckt hatte und die mit ihm verstorben waren, eine so dumpfe Empfindung gänzlicher Leerheit in ihrem Herzen hinterlassend. Sie hatte dies niemals vor der Geburt des Kindes gefühlt, obschon sie in jenen Tagen Joshua nicht mehr geliebt hatte, als sie ihn jetzt liebte. Sie war ziemlich glücklich in ihrem neuen Leben gewesen, in dem Gefühl, daß sie bequem und anständig wohnte, gut gekleidet und eine Unterstützung ihrer armen Familie war. Auch hatte sie auf Joshua's Zuneigung einen gewissen Stolz empfunden. Aber alles dies war jetzt vorüber.

So gingen die zwei Jahre ihres ehelichen Lebens hin und das dritte begann in ruhiger, friedlicher Weise, die eine gute Aussicht für die Zukunft eröffnete. Selbst Mr. Rainbow mußte bekennen, daß Esther in ihrem Hauswesen Fortschritte gemacht habe und daß es in ihrer Wohnung sauber und freundlich aussah. Joshua war jetzt ganz zufrieden, indem er sich für den glücklichsten Mann hielt und sich auch seines Glücks unter seinen Kameraden rühmte. Wenn er zuweilen eine Wolke auf der Stirne seiner Frau sah, so schrieb er sie der Trauer um ihr verstorbenes Kind zu. Er war kein Mann von besonderem Scharfsinn und deshalb nicht im Stande, den Dingen auf den Grund zu sehen.



Im Uebrigen bot das Leben in dem kleinen ländlichen Hause während der Woche keinerlei Abwechslung, ein Tag war vielmehr dem andern gleich. Nur am Sonntage machte der Kirchenbesuch eine Ausnahme und in der schönen Jahreszeit bot der Gang über fruchtbare Wiesen und Felder eine angenehme Erholung. Die ihnen zunächstgelegene kleine Kirche gehörte nemlich zu einem eine Viertelstunde entfernten Dorfe, Mapledeau genannt.

Es gab nicht viele Herrschaftshäuser an diesem Orte, aber es gab ein solches, an dem sie auf ihrem Wege zur Kirche vorüberkamen, und das Esther ungemein bewunderte. Sie fühlte schon darum ein gewisses Interesse daran, weil es Mr. Lyne, dem Eigenthümer der Fabrik gehörte, in welcher Joshua Rainbow Vorarbeiter war. Aber sie bewunderte das Haus noch mehr tun seiner selbst willen. Es war ein altes Schloß aus der Tudorzeit, umgeben von einem Graben, in welchem das Wasser immer so klar wie ein Spiegel aussah und innerhalb des Umkreises des Grabens befanden sich die fruchtbarsten und trefflichst gehaltenen Gärten, die Esther jemals gesehen hatte. Solche Blumen, wie in diesen Gärten wuchsen, ein solcher Reichthum von Rosen, eine solche Fülle der herrlichsten Geranien, eine solche Fluth von Licht und Farben den ganzen Sommer hindurch konnte man, wie sie glaubte, nirgends anderwärts sehen. Esther fühlte vielleicht noch ein lebhafteres Interesse für den

Platz, weil er, so lange sie ihn kannte, von niemand Anderem als von der Dienerschaft bewohnt wurde und weil dennoch nirgends eine Verwahrlosung bemerkbar war.

Joshua sagte seiner Frau, daß Mr. Lyne sich bereits seit mehreren Jahren im Ausland auf Reisen befinde, aber das Haus und die Gärten würden stets in der besten Ordnung und für seine Rückkehr bereit gehalten, da Niemand wisse, wann er kommen werde.

Esther fragte ihn, was für eine Art Person Mr. Lyne sei.

»Als ich ihn zum letztenmal sah,« sagte Joshua, »ein Jahr vor dem Tode seines Vaters, war er noch ein ganz junger Mensch. Er befand sich damals in Oxford, wo er, wie ich hörte, seine Erziehung vollendete. Er war sehr hübsch, munter und offenherzig wenn er in die Fabrik kam. Nach dem Tode seines Vaters, der plötzlich eintrat, erhielt er das ganze Vermögen, da er sein einziges Kind war. Er befand sich damals im Ausland in weiter Ferne und ist seitdem nicht nach Hause gekommen, was mehr als vier Jahre her sein muß.«

»Ist er sehr reich?« fragte Esther verwundert.

»Reich! das will ich meinen, Hetty. Die Fabrik bringt ihm ein ungeheures Geld ein und der alte Herr hat Landgüter gekauft, die ebenfalls viele Tausende tragen.«

Sehr oft, wenn Esther nach dieser Unterhaltung an dem alten Hause mit seinem üppigen Rosengarten

vorüberging, dachte sie an den abwesenden Gebieter desselben, neugierig, in welchem entfernten Lande er jetzt sein möchte und ob er wohl in der Fremde auch an das ländliche ruhige Mapledeau denke. Sie würde wohl diesen Gedanken noch länger nachgehungen sein, wenn nicht an einem schönen Sonntagabend ein Ereigniß eingetreten wäre, das ihren Grübeleien eine andere Richtung gab.

Joshua und seine Frau hatten dem Nachmittagsgottesdienste in der Kirche von Mapledeau beigewohnt und schleuderten langsam nach Hause. Es war ein thauiger Abend mit klarem, blauem Himmel und einer rosigen Färbung im Westen. Sie waren sehr stille, vielleicht in Uebereinstimmung mit der feierlichen Stille des Abends, vielleicht auch, weil Joshua's Unterhaltungsgabe zu beschränkt und der Gegenstände ihres Gesprächs nur wenige waren.

Indem sie in dieser stillen, freundschaftlichen Weise ihren Weg verfolgten, während ein gedankenvoller Schatten auf Esthers Gesicht lag, kamen sie an die breiten Thore des alten Tudorhauses. Die Thore öffneten sich auf eine sonderbare, alte, steinerne Brücke, die über den Wallgraben führte, und diesen Abend lehnte eine Gestalt mit übereinandergeschlagenen Armen an der Brüstung — die Gestalt eines jungen Mannes mit einem hübschen dunklen Gesicht, träumerisch die Gegend betrachtend. Joshua stutzte ein wenig beim Anblick dieses Gentleman

und zog den Hut.

Der junge Mann rief ihn an: »Wie, Sie sind es, Joshua Rainbow?« sagte er, »um keinen Tag älter, als wo ich Sie zum letzten Mal sah. Sie sind gerade der Mann, den ich zu sehen wünschte, obschon ich nicht dachte, daß ich Sie hier treffen würde. Sie können mir alle Neuigkeiten der Fabrik erzählen.«

»Da ist nicht viel zu erzählen, Sir. Alles geht seinen gewöhnlichen Gang; Sie werden das am besten von Mr. Crosby in geschäftsmäßiger Weise hören. Ich bin beinahe erschrocken, als ich Sie hier fast wie einen Geist sah. Ich wußte nicht, daß Sie in England seien.«

»Das glaube ich wohl, mein guter Mann, ich bin erst gestern Abends hierher gekommen. Ich werde morgen die Fabrik besuchen und ich muß Euch Allen in der nächsten Woche zur Feier meiner Rückkehr ein Diner geben. Ist dieses hübsche Mädchen an Ihrem Arme eine Schwester von Ihnen, oder eine Nichte, Joshua?«

»Sie ist meine Frau, Sir,« antwortete der Vorarbeiter stolz, »zwanzig Jahre jünger als ich, aber das hindert uns nicht, miteinander glücklich zu sein, nicht wahr, Hetty?«

»Nein, Joshua,« murmelte sie mit sehr leiser Stimme. Stephen Lyne hatte sie, während Joshua sprach, mit einem halb verwunderten, halb mitleidigen Ausdruck in seinen dunklen Augen angesehen. Und sehr schöne dunkle Augen waren es, eines unendlichen Ausdrucks

fähig.

Joshua sah diesen Blick nicht, aber Esther sah ihn und ärgerte sich darüber, da sie sich bemitleidet glaubte. Als sie darauf weiter gingen, war Joshua herzlich in seinem Lobe über das gute Aussehen und das leutselige Benehmen seines Brodherrn; aber seine Frau sagte, sie halte ihn trotz seiner Höflichkeit für stolz und glaube, daß sie ihn nie leiden möge.

»Was müssen wir Anderes in seinen Augen sein als Schmutz, Joshua?« sagte sie fast zornig — »gemeines Arbeitervolk wie wir.«

Joshua erging sich darauf in Gemeinplätzen über die Würde eines ehrlichen Mannes und über die Würde der Arbeit eines solchen Mannes — Bemerkungen, denen Esther keine besondere Aufmerksamkeit schenkte. Sie dachte an den mitleidigen Blick in Stephen Lyne's dunkeln Augen, an die malerische Blässe seines Gesichts, an die dünnen Lippen, die einem hochfahrenden Zug verriethen, selbst wenn er lächelte.

Joshua Rainbow sah in der nächsten Woche einen guten Theil von seinem Brodherrn in der Fabrik, in der er mit dem Verwalter Mr. Crosby an seiner Seite und gefolgt von einem Commis, mehrmals von Zimmer zu Zimmer ging. Das Diner, von dem er gesprochen hatte, fand in einem der besten Gasthäuser von Mirkdale statt und war ein glänzendes Fest, das den Arbeitern einen hohen

Begriff von Mr. Lyne's Freigebigkeit gab.

In der Kirche zu Mapledeau am folgenden Sonntag Nachmittag kam Esther der Gedanke, ob sie wohl auf ihrem Heimweg Mr. Lyne wiedersehen würden. Die Welt, in der sie lebte, war so eng, ihr Leben so ganz und gar farblos, daß es kaum auffallend erscheint, wenn sie mit einem gewissen Interesse an eine so wichtige Person dachte, wie es der Brodherr ihres Mannes war. Sein Reichthum, seine Macht, sein vollkommenen Gesicht mit dem halbverhüllten Ausdruck von Stolz, alles Dieses stellte ihn in eine so weite Entfernung von den Leuten, die Esther Rainbow kannte, und trennte ihn so sehr von ihrer kleinen Welt, als ob er ein Halbgott wäre. Sie mochte ihn aber, trotz der guten Meinung, die ihr Mann von ihm hatte, nicht recht leiden und die Erinnerung an jenen Blick ärgerte und demüthigte sie einigermaßen.

Ja, er stand wieder an dem Thore, als sie die Kirche verließen, in derselben bewegungslosen Stellung mit gefalteten Armen, als ob er sich nicht von der Stelle bewegt hätte, seit sie ihn zum letzten Mal gesehen, dachte Esther. Er begrüßte Joshua mit großer Freundlichkeit und begann über die Fabrik und seine Besichtigung derselben in der vorigen Woche zu sprechen. Dann als er Esthers bewundernde Blicke nach dem Garten sah, fragte er, ob Mr. und Mrs. Rainbow nicht eintreten und einen kleinen Gang unter den Rosen machen wollten — eine Einladung, die Joshua als eine große Gunst ansah und mit

gebührender Bescheidenheit annahm.

Stephen Lyne öffnete das Thor und sie traten ein in das Reich der Blumen. Zu beiden Seiten des breiten, von sammtigem Rasen eingefassten Weges standen prachtvolle hochstämmige Rosen und neben ihnen große Massen von Buschrosen, während da und dort üppige Kletterrosen an schönen Drahtspalieren emporrankten. Auf einem frischen grünen Rasenplatze befand sich ein großes Marmorbassin mit einem Delphin, der aus seinem Rachen eine Wolke von krystallinen Tropfen ausspie, während unzählige Gold- und Silberfische unter den breiten Blättern der Wasserlilien herumschossen.

Esther kam es vor, als wandelte sie im Paradies und ihre sanften braunen Augen strahlten vor Entzücken. Mr. Lyne trat an ihre Seite und beobachtete sie mit halbem Lächeln, ergötzt durch den Ausdruck der Bewunderung in ihrem Gesicht, der ganz dem eines Kindes glich.

»Es ist ein netter, altmodischer Platz,« sagte er in seiner sorglosen Weise, »und sie haben ihn gut gehalten, während ich in der Welt herumgeworfen worden bin.«

»O, er ist reizend,« murmelte sie, »und ich hätte nicht geglaubt, daß es etwas so Schönes in der Welt gebe.«

»Armes Kind, wie wenig können Sie von der Welt gesehen haben!« sagte Stephen Lyne mit einer Stimme so leise, daß sie nur Esther hören konnte und wieder sah sie jenen mitleidigen Blick in seinem Gesicht, der sie einiger

Maßen verletzte.

Joshua sah sich in ruhiger, geschäftsmäßiger Weise um, die allenthalben herrschende vollkommene Ordnung bewundernd, und durch die Höflichkeit seines Brodherrn geschmeichelt, aber in keinem romantischen Entzücken über Rosen und Fontaine. Mr. Lyne pflückte einige Rosen — eine gelbe Theerose mit reichem Parfüm, eine weiße Moosrose, die gerade im Aufblühen begriffen war, und eine tief purpurrothe, fast schwarze Rose und gab Esther diesen einfachen Strauß.

Dieser Blick in's Paradies dauerte etwa eine Viertelstunde und dann empfahlen sich Mr. Rainbow und seine Frau, Mr. Lyne's Einladung, in's Haus zu treten und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, ablehnend. Auf ihrem Gang durch die Gärten kamen sie sehr nahe an das alte Tudorschloß und Esther warf durch eines der großen Fenster einen Blick in ein Zimmer, dessen Wände mit Büchern und die Tische mit Schreibmaterialien und Wein und Früchten besetzt waren, während ein großer Neufundländer Hund auf einem Tigerfell am Fenster schlief und sie vermuthete, daß dies Mr. Lyne's Lieblingszimmer sei.

Wie klein und ärmlich erschien ihr jetzt nach diesem kurzen Blicke des Glanzes ihr eigenes Wohnzimmer, welch' ein elender Platz ihr kleines Gärtchen, in welchem neben Kraut und Zwiebeln nur einige gemeine, magere Blumen standen. Esther war diesen Abend auffallend



verdrießlich und mißvergnügt, so daß sie der arme Joshua, ganz verwirrt über diese Veränderung, für krank hielt. Die ganze Nacht träumte sie, mit Stephen Lyne unter Rosen zu wandeln und immer glaubte sie jenen mitleidsvollen Ausdruck auf seinem Gesicht wahrzunehmen. Am andern Morgen war sie wieder in ihrer gewöhnlichen Stimmung, ernst und sanft, sich in den Morgenstunden mit den Arbeiten des Haushalts und des Nachmittags mit einer Näherei beschäftigend; aber, o, wie lang kam ihr der Tag vor, während das glänzende Bild des Rosengartens zu Mapledeau die ganze übrige Welt zu verdunkeln schien. Sie dachte an Cockermouth-Gardens, wo sie ihre Jugend zugebracht und dachte, wie viel mehr sie Mr. Lyne noch bedauern würde, wenn er das Elend und den Schmutz ihres früheren Heimwesens sehen könnte und welch ein gemeines Geschöpf sie in seinen Augen erscheinen müßte. Schon jetzt mußte sie ihm ohne Zweifel gemein genug vorkommen, und erst Joshua mit seinen großen Füßen und seinen plumpen, mit Schießpulver geschwärzten Händen!

---

### III. Kapitel.

Dieser Tag war endlich vorüber und ein anderer Tag begann, trüb und schwül, mit zeitweiligen Regengüssen und entfernt drohenden Gewittern. Es war nahezu drei Uhr Mittags, Joshua hatte sein Mittagessen verzehrt und war nach der Fabrik zurückgegangen, als Esther, die, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Fenster ihres Wohnzimmers saß, durch ein ungewöhnliches Klopfen an der Hausthüre erschreckt wurde.

Sie eilte rasch hinaus, um sie zu öffnen und stieß beim Anblick ihres Besuchers einen leichten Ausruf der Ueberraschung aus. Es war Mr. Lyne. Ein heftiger Platzregen, untermischt mit Hagel, prasselte nieder und er war von demselben überfallen worden.

»Ich bin seit mehreren Stunden mit einem Buch im Freien herumgewandelt und der Regen hat mich überrascht. Aber es fiel mir bei, daß Joshua hier in der Nähe wohne und ich dachte, ich wollte bei Ihnen Zuflucht suchen.«

Sprachlos vor Ueberraschung und ganz schüchtern in seiner Gegenwart, führte sie ihn in das kleine Wohnzimmer. Wieder empfand sie jenes Gefühl der Demüthigung, das er ihr stets einzuflößen schien, bei dem Gedanken, wie sehr ihm die Ärmlichkeit des Gemachs

auffallen müßte.

Er ließ ihr indeß nicht Zeit, dies lange zu fühlen. Er plauderte so lebhaft und angenehm, daß ihre Gedanken sehr bald von sich abgelenkt wurden. Er erzählte ihr von seinen Reiseabenteuern und dem einsamen Leben, das er in wilden Gegenden geführt, indem er sie bald durch die Mittheilung seiner Gefahren zu Land und zur See ein wenig erschreckte und ihr dann wieder durch komische Anekdoten ein Lächeln ablockte.

»Sie werden doch nicht mehr dahin zurückgehen, Mr. Lyne?« fragte sie mit der lieblichsten Miene der Besorgniß.

Ein Ausdruck der Befriedigung wurde bei dieser Frage auf seinem dunkeln Gesichte wahrnehmbar.

»Ja,« sagte er, »ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß ich wieder dahin zurückkehren werde. Ich habe in England so wenig, was mich anzieht, so wenig, was mich interessiert. Was hat ein Mann, der nichts vom Handel versteht, in Mirkdale, oder einer, der sich nicht um Landwirthschaft kümmert, in Mapledeau? Im Ausland gibt es immer Abenteuer. Ich denke, ich werde nach Afrika geben und dort so weit in's Innere vorbringen, als ich kann.«

Er lächelte für sich, als er Esthers ängstlichen Blick sah.

»Arme, kleine Seele,« dachte er, »ist es bereits so weit

gekommen ?«

Der Regen dauerte lange Zeit, oder es waren vielmehr einzelne Güsse, die in kurzen Zwischenräumen eintraten. Jedenfalls schien es, als ob es nicht sehr lange aufgehört habe zu regnen, als Stephen Lyne sich entfernte. Beim Abschied reichte er Esther die Hand und sie gab ihm die ihrige, erröthend und sich darüber wundernd, daß er sich herabließ der Frau seines Vorarbeiters die Hand zu drücken.

Lächelnd blickte er auf die kleine Hand nieder, die zwar von der Hausarbeit verunstaltet, aber so hübsch gebildet war, wie die einer Dame und im nächsten Augenblick hatte er sich entfernt.

Die kleine Schwarzwälder Uhr schlug Sechs, als Esther die Thüre schloß. Sechs Uhr! Mr. Lyne war also mehr als drei Stunden bei ihr gewesen und doch hatte ihr die Zeit so kurz geschienen, selbst ihr, der sie gewöhnlich so lang wurde.

Joshua kam bald darauf zu seinem Thee nach Hause und seine Frau sagte ihm, wer dort Zuflucht gesucht, aber nicht, wie lange er geblieben. Der Vorarbeiter schien von dieser Nachricht nicht sehr erbaut, machte aber keine Bemerkung.

Ehe die Woche zu Ende war, kam Stephen Lyne wieder. Er hatte, wie er sagte, einen weiten Spaziergang gemacht und wünschte etwas Wasser für seinen großen

Neufundländer Hund. Es gebe zwar in den Pfützen Wasser genug, aber es sei verdorben und er möge es den Hund nicht trinken lassen.

»Sie werden sich doch nicht vor ihm fürchten, Mrs. Rainbow fragte er, das Thier beim Halsband haltend. »Er ist unter Freunden sanft wie ein Lamm, obwohl er ein halbes Dutzend Schurken erwürgen würde, wenn er mich in Gefahr sähe.«

Sie fürchtete sich Anfangs ein wenig vor dem Ungeheuer von einem Hund und sie sah dabei sehr hübsch aus, wenn die Farbe auf ihrem Gesichte ging und kam und ihre geöffneten Lippen ein wenig zitterten. Wahrscheinlich war sie mehr durch diesen zweiten Besuch von Mr. Lyne, als durch die Anwesenheit des Hundes verblüfft. Sie brachte ihm eine Schüssel mit Wasser, von der er ein wenig soff, mit keinem großen Anschein von Durst. Dann streckte er sich auf ein Wort von seinem Gebieter der vollen Länge nach in einer Ecke des Zimmers aus. Mr. Lyne blieb fast ebenso lang, wie beim letzten Anlaß, obschon diesmal kein Regen vorhanden war, der seine Entfernung verhinderte und wieder kam Esther die Zeit sehr kurz vor, während sie an einem Hemd nähete und seinem angenehmen Geplauder über die große Welt, von der sie so wenig wußte, zuhörte. Sie empfand in seiner Gegenwart mehr als jemals ihre Unwissenheit und Niedrigkeit; er aber schien nicht daran zu denken. Wenn sie die größte Dame im Lande gewesen

wäre, hätte er nicht ehrerbietiger in seinem Tone sein können. O, wenn sie nur sein halb zärtliches halb verächtliches Lächeln gesehen hätte, als er nach Mapledeau zurückging, denkend: »Arme kleine Seele, ist es schon so weit gekommen?«

»Beiläufig gesagt, Mrs. Rainbow,« bemerkte er beim Fortgehen. »Sie brauchen Joshua nicht zu sagen, daß ich Ihre Zeit den ganzen Nachmittag mit meinem müßigen Geplauder in Anspruch genommen habe. Ich wünsche nicht, daß er erfährt, was für ein träger Mensch und wie froh ich bin, wenn in meine langweilige Tage eine kleine angenehme Abwechslung kommt. Es würde mir in der Fabrik übel ausgelegt werden.«

Esther sah nicht recht ein, was sich Mr. Lyne in dieser Beziehung um die Gedanken ihres Mannes zu kümmern habe; aber nichts desto weniger gehorchte sie ihm und gehorchte ihm nicht ungern. Sie wünschte jenen verdrießlichen Blick in Joshuas Gesicht nicht wieder zu sehen.

Hierauf kam Mr. Lyne öfters, ja sogar sehr oft, anfangs mit irgend einer kindischen Entschuldigung bei jedem Besuch, dann aber ohne alle Entschuldigung. Es ist unnöthig, dem Verführer Schritt für Schritt nachzugehen. Von dem ersten Sonntagsabend an, wo die mädchenhafte Schönheit Esthers seinen Enthusiasmus erregte, hatte er mit allem Vorbedacht die Ausführung dieses grausamen Werks begonnen. Welches Recht hatte ein Tölpel wie

Joshua Rainbow aus eine solche Frau? Es war kein gemeiner Wüstling, dieser Stephen Lyne, auch war seine Jugend nicht durch niedrige Laster befleckt; aber wenn er einmal ein Gelüste hegte, so dachte er nicht mehr an den Preis, den Andere für seine Sünde zu bezahlen hatten. Er besaß einen verfeinerten Geschmack und wurde nicht so leicht bezaubert. Mehr als ein schönes Weib hatte in den fremden Hauptstädten, wo Stephen Lyne sich aufgehalten, den Versuch gemacht, diesen goldenen Preis aus dem Ehestandsmarkt zu gewinnen, aber Stephen hatte sich gleichgültig gezeigt und war mit leichtem Herzen weiter gezogen.

Niemals in seinem Leben hatte er ein Antlitz gesehen, das einen solchen Eindruck auf ihn hervorbrachte, als Esthers liebliches blasses Gesicht; niemals hatte sein Herz von solcher Leidenschaft geschlagen, als sie jetzt der Gedanke an Esther in ihm erregte. Sie mußte um jeden Preis der Sünde und des Leidens sein eigen werden. In Bezug auf diesen gemeinen Tölpel ihren Mann, machte er sich keine Gedanken. Und was das Mädchen selbst betraf, hegte er keinen Zweifel in Bezug auf seine Macht, sie zu gewinnen.

Er gedachte aber vorsichtig aufzutreten und nichts durch Uebereilung auf's Spiel zu setzen und zu diesem Zwecke machte er viele Besuche in dem kleinen Hause und saß viele Stunden in Esthers ruhigem Wohnzimmer ohne eine Änderung in seinem ehrerbietigen Benehmen,

ohne ein Wort zu äußern, das den Zustand seiner Gefühle verrathen, oder Joshua Rainbows Weib beunruhigen konnte. Er wußte aber sehr wohl, daß er mit jedem Tage einen stärkeren Einfluß aus ihr unerfahrenes Herz gewann. Er konnte hundert Zeichen und Beweise ihrer so unbewußt kundgegebenen Liebe wahrnehmen und er verließ sie niemals ohne ein Gefühl des Triumphs in dem Bewußtsein der Macht, die er über sie erlangt hatte.

»Ich darf nur meinen Finger aufheben und sie wird kommen,« sagte er zu sich.

Und so verging die Zeit. Es war gegen Ende August und Stephen Lyne wurde von einem ungeduldigen Verlangen ergriffen, sein Werk zu vollenden und seinen Preis zu entführen. Er hegte dabei wenig Zweifel, daß er es leicht thun könne. Es war nur eine Frage seines eigenen Beliebens, wann die Krisis eintreten sollte.

Er machte sich seinen eigenen Plan und ersann einen Verwand, um Joshua für einige Tage zu entfernen. Es war einiges Geld zu Durnside, einer großen Stadt vierzig Meilen von Mitknow einzukassieren und Mr. Lyne beauftragte Crosby, den Verwalter, er solle Joshua Rainbow statt des gewöhnlichen Reisenden zu diesem Zwecke absenden. Mr. Crosby sah seinen Chef, als er diesen Befehl erhielt, erstaunt an, und Mr. Lyne erwiederte den erstaunten Blick mit einer hochfahrenden Miene.



»Halten Sie einen besonderen Grund, um Rainbow zu senden?« fragte der Verwalter. »Wie Sie wissen, ist dies ein außergewöhnlicher Schritt.«

»Natürlich habe ich einen Grund, aber keine Lust, mich über die Gründe eines Befehls, den ich gebe, in eine Erörterung einzulassen. Sie wollen deshalb gefälligst darauf achten, daß meine Wünsche erfüllt werden, ohne sich weiter um die Sache zu bekümmern.«

Der Verwalter verbeugte sich und dem Vorarbeiter wurde mitgeteilt, was er zu thun habe. Die Reise hin und her und die Ausführung des Auftrags zu Durnside mußten nothwendiger Weise ein paar Tage in Anspruch nehmen. Dies war das erstemal, wo Joshua sich veranlaßt sah, seine Frau zu verlassen und der Gedanke, daß sie wenn auch nur für eine Nacht allein und unbeschützt bleiben solle, verursachte ihm keine geringe Sorge. Dann aber fiel es ihm bei, daß Esther während seiner Abwesenheit nicht nothwendiger Weise die Nacht in dem einsamen Hause zubringen müsse. Sie könnte ja in der Wohnung seiner Mutter schlafen.

Er ging deshalb nach dem Hause der Wittwe, um sie von diesem Besuch zu unterrichten; er traf sie aber nicht an und hinterließ deshalb einige Zeilen, wodurch er ihr meldete, daß er am nächsten Morgen Mirkdale in Geschäften verlassen müsse und daß Esther den folgenden Abend und die Nacht bei ihr zubringen werde. Darauf ging er leichteren Herzens nach Hause und

machte seiner Frau von seiner bevorstehenden Reise Mittheilung. Sie war vollkommen bereit, nach seiner Anordnung zu seiner Mutter zu gehen, so wenig Sympathie auch zwischen ihr und dieser strengen Matrone bestand.

Hätte Joshua Rainbow gewußt, wo die Gedanken seiner Frau verweilten, als sie ihn an diesem schwülen Angustmorgen zum Abschied küßte, so würde gewiß sein Herz gebrochen sein; aber er hatte nicht den geringsten Verdacht von dem Abgrund, der zwischen ihnen bestand. Sie waren sehr glücklich mit einander gewesen und er hatte sich längst gesagt, daß seine Frau trotz seines doppelten Alters ihm ihre Liebe zugewendet habe.

Er entfernte sich, ihr noch öfters zuwinkend, so lange er sie sehen konnte wie sie unter der Gartenthüre stehend, ihm nachblickte — er entfernte sich, sie allein lassend für den langen einsamen Tag, der wie jetzt jeder Tag nur durch die Hoffnung des Besuchs von Stephen Lyne erheitert wurde. Ja, sie liebte ihn. Sie hatte es ihm noch nie gestanden, sondern sogar ihre Augen absichtlich gegen die Wahrheit verschlossen, indem sie, wenn sie die schwache Stimme ihres Gewissens zu beschwichtigen suchte, sich einredete, daß sie ihn nur deshalb so gerne sehe, weil er ein glänzender und gescheidter Gentleman sei und sie mit seinen mannigfaltigen Gesprächen von Büchern, die sie nie gelesen, und von Ländern und Völkern, die sie nie gesehen, unterhalte.

Würde er diesen Nachmittag kommen? Dies war jeden Tag ihr erster Gedanke Sie that jetzt immer die Arbeiten ihres Haushalts mit einer fieberhaften Eile ab, damit wenn er käme, Alles sauber und nett und ihr Haar und Anzug in Ordnung wäre.

Dachte sie jemals in diesen Tagen an ihr todtes Kind? Leider, nein. Eine stärkere Leidenschaft als selbst die Liebe für das Kleine, das sie verloren, hatte sich ihrer bemächtigt und es blieb in ihrer Seele kein Raum für andere Gedanken.

Stephen Lyne kam an dem Tage, wo Joshua seine Reise nach Durnside antrat, früher als gewöhnlich. Er hatte jetzt gelernt, die Thüre zu öffnen, ohne zu klopfen und er überraschte sie plötzlich, während sie bei ihrer Arbeit saß — unerwartet, obschon sie nur an ihn dachte.

Sie blickte ihn mit jenem vorübergehenden, lebhaften Erröthen an, das sie immer so reizend machte.

»Ich bin gekommen, um Sie zu einem Spaziergang abzuholen, Esther,« sagte er — er hatte sie in der jüngsten Zeit Esther genannt, ohne aber in seinem ehrerbietigen Benehmen etwas zu ändern. — »Das Haus ist an einem Tage wie dieser unerträglich. Legen Sie diesen verhaßten Calico, an dem sich Ihre Finger immer abarbeiten, weg und kommen Sie zu einem Gang über die Felder.«

»Ich thue es nicht gern,« sagte sie zögernd, »es kommt

so seltsam heraus, wenn Sie und ich zusammengehen.«

»Nicht seltsamer, als wenn wir in diesem kleinen Raum beisammensitzen. Für einen so ruhelosen Geist, wie der meinige, ist es etwas Außerordentliches, zwei oder drei Stunden nach einander an einen Platz gebunden zu sein. Kommen Sie zu einem Spaziergang, Esther. Ich habe Ihnen Viel zu sagen und ich glaube, daß ich es am besten in der freien Luft sagen kann.«

Sie erhob sich, um ihm zu gehorchen, zwar mit Widerstreben, aber ganz unfähig, sich seinem freundlichen Wunsche zu widersetzen. Sie setzte einen kleinen Strothut auf und ging mit ihm über die Felder. Kein Lufthauch kräuselte das Wasser in den schwarzen Pfützen und Pluto, der Neufundländer, der neben seinem Herrn hertrabte, keuchte.

Sie schlenderten langsam weiter, das unbebaute Gemeindeland hinter sich lassend und über die Wiesen schreitend, die zwischen Mirkdale und Mapledeau lagen. Welche wichtige Mittheilung Mr. Lyne seiner Begleiterin auch zu machen hatte, bisher hatte seine Unterhaltung sich nur um gleichgültige Dinge gedreht — eine sehr wechselnde Unterhaltung, die von Zeit zu Zeit in gänzlichem Schweigen überging.

In dieser Weise wandelten sie weiter, bis sie zu dem Thore gelangten, wo Esther Stephen Lyne zum erstenmal gesehen hatte, an jenem ruhigen Sonntagabend vor zwei

Monaten. Zwei Monate! und sie erschienen ihr wie eine Lebenszeit.

»Kommen Sie herein, Esther,« sagte der junge Mann, »kommen Sie herein und betrachten Sie die Rosen noch einmal. Erinnern Sie sich, Kind, jenes Sonntagabends, wo ich Sie zum zweitenmal gesehen hatte?«

Ob sie sich dessen erinnerte? Des Beginns ihres neuen Lebens, jenes wilden Traums, der nun bald endigen mußte.

Ja, sie wußte jetzt, daß sie ihn liebte — daß sie einer tödlichen Sünde gegen ihren Gatten schuldig, daß sie blindlings in die Schlinge gefallen und daß sie gewisser Maßen schon verloren war.

»Wenn er wüßte,« dachte sie bei sich, »wenn Joshua wüßte, wie falsch mein Herz gegen ihn war, so würde er mich gewiß verstoßen — er würde sich gewiß weigern, mich jemals wieder anzusehen.«

Sie gingen langsam den breiten Weg entlang, an dessen Seiten die späten Rosen blühten. Sie konnten in der Sommerstille das Plätschern der kleinen Fontaine hören. Sie waren Beide schweigsam: Esther — durch den Gedanken an ihr eigenes Unrecht gefoltert und doch diesen Mann, der an ihrer Seite ging, mit aller Leidenschaft ihres Herzens liebend; Stephen ebenfalls gedankenvoll, jedoch nicht in unangenehmer Weise — voll Vertrauen auf die Zukunft, nur den Augenblick

abwartend, an welchem die Worte gesprochen werden sollten, die von ihm noch heute gesprochen werden mußten.

Der Augenblick kam endlich. Er hatte Esther durch das offene Fenster in die Bibliothek geführt — in dasselbe Zimmer, das sie an jenem Sonntag bewundert hatte. Während sie an seiner Seite stand, die Skizzen, die auf dem Tische zerstreut umherlagen, betrachtend, legte er sanft den Arm um ihre Taille : und zog sie an die Brust.

»Meine Geliebte,« sagte er, »ich werde heute Abend England verlassen.«

Sie machte sich von seinem umschlingenden Arme los mit einem leichten Schrei nicht der Entrüstung, sondern des Schreckens.

»Fortgehen!« rief sie kläglich. »Für immer?«

»Wer vermag es zu sagen?« antwortete er in gleichgültigem Tone. »Ja, Esther, ich gehe fort. Trotz all der glücklichen Stunden, die wir mit einander zugebracht, gehe ich fort. Ich habe Sie hierher gebracht — in dieses leere alte Haus — um Ihnen dies ruhig zu sagen. Ja, ich gehe fort. Sprechen Sie, meine Liebe, und sagen Sie, ob ich allein gehen werde.«

Sie schüttelte hoffnungslos das Haupt und blickte , ihn mit einem Blicke an, der ihm zu Herzen ging.

»Ich verstehe Sie nicht,« stammelte sie.

»Meine theuerste Esther, Du liebst mich,« antwortete

Stephen Lyne, »und Liebe ist besser als Verstehen. Du liebst mich, Esther, ich habe die Wahrheit so oft in diesen süßen Augen gelesen. Ich würde nicht so sprechen, wenn ich nicht dessen sicher wäre. Ich hatte von der ersten Stunde an, wo ich Dein Gesicht sah, geschworen, Dich zu gewinnen. Ich habe seit jener Zeit nur für diesen Zweck gelebt. Meine Pläne sind alle gemacht. Dein Tölpel von einem Mann ist diesen Abend aus dem Weg.«

»O, nein, nein!« rief sie mit flehendem Blicke, »sprechen Sie nicht so von ihm, der so gut und treu ist.«

»Gut genug in seiner Weise, ich gebe es zu; aber ich kann es ihm nicht vergeben, daß er einen solchen Schatz gestohlen hat. Wie, beim Himmel, der Mann hätte sich nichts Schöneres und Niedlicheres aussuchen können, wenn er ein Prinz von königlichem Blut gewesen wäre. Meine Esther, meine Geliebte, nicht wahr, Du wirst mit mir gehen?«

»Mit Ihnen gehen?«

»Ja, Liebste, nach einem jener goldenen Länder, von denen Du mich so gern erzählen hörtest, von Platz zu Platz, von einem irdischen Paradies zum andern, wo die Welt am lieblichsten ist, wo Du Dich für eine, Prinzessin halten und für eine solche angesehen werden sollst. Esther, ist es Ja oder Nein?«

»Wenn ich Nein sage,« antwortete sie, »wollen Sie dennoch fortgehen und soll ich Sie dann nicht wieder

sehen?«

»Ja, Kind, das wird das Beste für uns Beide sein. Du mußt mir entweder Alles oder nichts sein.«

»Nichts! O mein Gott, ich könnte das nicht ertragen,« rief sie leidenschaftlich mit gefalteten Händen.

Er schloß sie wieder in die Arme und küßte sie aus die Lippen. Sie fühlte, als ob Treue und Ehre mit diesem verhängnißvollen Kusse entflohen wären.

»Das bedeutet Ja,« sagte er triumphierend.

»Ich bin das verruchteste Weib, das je gelebt hat, aber ich kann mich nicht von Ihnen trennen.«

»Meine Liebste, ich habe niemals geglaubt, daß Du das könntest. Ich habe vom Beginn an in Deinem Herzen gelesen. Und jetzt merke auf, Theuerste, denn wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Nachtzug geht um 10½ Uhr. Er wird uns rechtzeitig nach London bringen für den Morgenzug nach Dover und es ist nicht wahrscheinlich, daß wir auf dem Nachtzug bemerkt werden. Komm um 10 Uhr zu mir in die Fabrik. Es wird um diese Zeit nur der Mann, der die Nachtwache hat, dort sein und ich will Sorge tragen, daß er aus dem Wege ist, ehe Du kommst. Du wirst mich in dem kleinen Hause, wo sich das Comptoir befindet, im ersten Stock treffen. Du wirst wahrscheinlich den Platz kennen?

»Ja, ich war mit Joshua dort.«

Sie schauderte, als sie diesen Namen aussprach. Ihr



Geliebter war doch ein wenig durch ihr blasses Gesicht betroffen, wie sie so mit gefalteten Händen und verzweifelten Blicken vor ihm stand. Er hielt es indeß nur für natürlich, daß sie die unangenehmere Seite ihrer Lage fühlen sollte.

»So sei es denn, Theuerste. Ich glaube, die Fabrik wird der beste Platz sein — dunkel und still, abgelegen und doch nur einen Steinwurf weit von der Bahnstation entfernt. Bring nichts mit Dir, Liebe. Wir werden morgen Abend in Paris sein und Du kannst dort Alles erhalten — eine Ausstattung, würdig Deiner Schönheit. Du verstehst mich doch, Esther?«

»Ja.«

»Also um zehn Uhr.«

Sie beugte schweigend das Haupt.

Ihre tödtliche Blässe erschreckte ihn ein wenig.

»Komm, Liebe,« sagte er und sie gingen nach dem Garten zurück, gefolgt von dem Neufundländer.

»Treuer, alter Pluto,« murmelte Mr. Lyne, als der Hund seine Schnauze liebkosend in die Hand seines Herrn schob, »ich glaube, alter Bursche, ich muß Dich heute Abend mit mir nehmen.«

Für Esther war der Gang in Mr. Lyne's Begleitung nach ihrer Wohnung zurück wie ein Traum. Die schwüle, drückende Atmosphäre, die ganze Umgebung des Wegs, die Menschen, die ihr begegneten — Alles erregte ihr

Schrecken und Entsetzen und doch hatte sie keinen Gedanken der Umkehr. Schwach, blind und hilflos gab sie ihr Leben in die Hand dieses Mannes.

»Ihn nicht mehr sehen, wenn ich in dieser Nacht nicht mit ihm gehe,« wiederholte sie sich immer und immer wieder, als Stephen Lyne sie in dem kleinen armseligen Häuschen allein gelassen hatte.

Während des ganzen stillen Sommerabends saß Esther Rainbow müßig da, ohne einen andern Gedanken, als daß sie bei ihm sein würde — mit keinem frivolen, eitlen Traum ihres veränderten Lebens, und der Vergnügen und des Luxus, den ihr reicher Liebhaber ihr geben würde. So schwach und eitel sie war und so sehr sie die Umgebung von Stephen Lyne bewunderte, über solche Rücksichten war sie wenigstens erhaben. Wenn er der ärmste Arbeiter in der Fabrik gewesen wäre und hätte sie gebeten, ein Leben der Entbehrung mit ihm zu theilen, so würde sie ihm desohngeachtet gehorcht haben.

Dachte sie in diesen stillen Stunden der Versuchung an ihr todes Kind? Ja, einmal und dann fiel sie auf ihre Kniee und rief laut:

»O Gott, soll ich nicht in den Himmel kommen, wo es ist? Ich werde mein Kind nie mehr wiedersehen!«

Und doch hatte sie keinen Gedanken, umzukehren. Wenn Stephen Lyne ein Zauberer gewesen wäre, der durch irgend eine mystische Macht ihre Seele in seiner

Gewalt hielt, so hätte seine Herrschaft über sie nicht stärker sein können.

Um neun Uhr verließ sie das Haus, sehr leise hinausgehend, als ob selbst an diesem leeren Orte ihr strafbarer Fußtritt gehört werden möchte.

Es war bereits dunkel, als sie das Haus verließ. Es schienen keine Sterne diesen Abend und der Mond ging erst später auf. Esther schritt mit fieberhafter Hast nach der Stadt und die Kirchenglocken schlugen die halbe Stunde, als sie in die von einer Laterne schwach erleuchtete Straße kam, wo die Fabrik lag. Da es noch zu früh war, so schlug sie einen Feldweg ein und ging dort auf und ab, bis es dreiviertel schlug und dann kehrte sie langsam nach der Fabrik zurück.

Und wo war Joshua Rainbow, während sein junges Weib dem Verderben entgegenging. Zu Durnside, zu weit entfernt, um etwas zur Verhinderung des Unheils zu thun und keinen Argwohn über das, was vorging, hegend? Nein, Joshua war nicht zu Durnside. Er hatte das Geschäft, das ihn recht wohl zwei Tage in Anspruch genommen hätte, in einem abgethan, Dank dem Zusammentreffen von günstigen Umständen; das Geld war bis Abends einkassiert und Joshua konnte mit dem Eilzug, welcher Durnside nach sieben Uhr verließ, nach Hause zurückkehren. Der Zug, welcher die vierzig Meilen in weniger als einer Stunde zurücklegte, war ein kostspieliger und Joshua hatte den Befehl, mit einem

wohlfeilen und langsamen zu reisen; aber er konnte die Mehrausgabe aus seiner Tasche bestreiten und ein Gefühl von Besorgniß, das ihn während seiner ganzen Abwesenheit nicht verließ, trieb ihn, so schnell als möglich zu seiner Frau zurückzukehren, trotz der Vorkehrung, die er für ihre Sicherheit getroffen hatte.

Es war halb neun Uhr, als er an der Thür der Wohnung seiner Mutter anlangte, glücklich in dem Gedanken, seiner Frau durch seine unerwartete Rückkehr eine Ueberraschung zu bereiten. So große Eile er auch zu Durnside gehabt, so hatte er doch so viel Zeit gefunden, ein Hutband und ein kleines Arbeitskästchen für Esther zu kaufen.

Die Thüre von Mrs. Rainbow's Wohnzimmer stand an diesem schwülen Abend offen und er wunderte sich, daß er die Stimme seiner Frau nicht drinnen hörte. Indeß fiel ihm dies doch nicht besonders auf, da Esther in der jüngsten Zeit nicht sehr gesprächig gewesen war.

Trotz der späten Stunde befand sich kein Licht im Zimmer. Joshua trat leise ein, in der Erwartung, seine Mutter in ihrem Lehnstuhl sanft schlummernd zu finden. Sie schlief aber nicht, sondern stand am Fenster und blickte auf die dunkle Straße hinunter.

»Wo ist Esther?« fragte Joshua athemlos.

»Sie ist nicht hierher gekommen.«

»Nicht gekommen?«

»Nein, Joshua. Hattest Du es erwartet?«

»Erwartet! Natürlich, Mutter, ich hatte Alles mit ihr verabredet. Sie sollte um fünf Uhr bei Dir sein und die Nacht hier zubringen, wie ich es Dir gestern geschrieben hatte.«

»Ich habe sie nicht erwartet, Joshua,« sagte seine Mutter mit ihrer kalten harten Stimme. »Ester hatte, als Du aus dem Wege warst, etwas Besseres zu thun, als zu einer alten Frau, wie ich, zu kommen. Dies ist ein sehr ärmlicher Platz für Esther Rainbow mit ihren Hoffnungen und Erwartungen.«

»Im Namen Gottes, was meinst Du, Mutter?«

»Was ich meine? Was Alle in Mirkdale meinen, wenn sie von Deiner Frau sprechen. Glaubst Du, daß wenn es Dir gefällt, Deine Augen zu schließen, andere Leute ebenfalls die ihrigen schließen werden?«

»Mutter, wovon sprichst Du?«

»Von Deiner Frau, die Schande über uns Alle gebracht hat.«

»Bist Du wahnsinnig, oder bin ich es?«

»Was, Du hast also nichts von dem Gerede der Nachbarn gehört?« Du weist nicht, daß Stephen Lyne Stunden lang in Deinem Hause bei Esther gewesen ist?«

»Es ist eine Lüge,« rief Joshua wüthend. »Er hat niemals meine Schwelle überschritten, als nur einmal — vor zwei Monaten — wo er vom Regen überrascht

wurde.«

»Er ist zwei- oder dreimal in der Woche, ja oft viermal in Deinem Hause gewesen. Wahrscheinlich glaubte die Dame, daß an einem so einsamen Ort Niemand auf ihr Treiben achte; aber es giebt Nachbarinnen, welche genau aufgepaßt haben, wann Mr. Lyne hineinging und wieder herauskam.«

»Wie lange ist es her, daß Du dies gehört hast, Mutter. Glaube mir, es ist eine Lüge, eine elende Lüge und ich will es beweisen. Aber wie lange hast Du dies gehört und mir vorenthalten?«

»Ich habe es erst vor einigen Tagen gehört und ich wäre in einem oder zwei Tagen zu Dir gekommen, um es Dir zu sagen.«

»Du glaubst es doch nicht, Mutter?«

»Ich muß es glauben, da ich Denjenigen, die es mir gesagt haben, zutrauen kann, daß sie die Wahrheit sagen. Es liegt auch nichts so Außerordentliches darin. Du konntest kaum etwas Anderes erwarten, als Du ein Mädchen, das jung genug ist, um Deine Tochter sein zu können, wegen ihres schönen Gesichts geheirathet hast.«

»Ich will es nicht glauben! Ich will es nicht glauben!« sagte Joshua mit zitternder Stimme. »Aber warum ist sie nicht hier?« rief er plötzlich. »Wenn sie mir treu ist, warum sehe ich sie nicht hier?«

»Wo willst Du hin, Joshua?« rief sie, als er aus dem

Gemach stürmte.

»Sie suchen,« antwortete er, ohne anzuhalten.

Er eilte die Treppe hinunter auf die Straße. Die schwüle Nachtluft schien ihn zu ersticken. Er rannte durch mehrere Gassen, die wenigen Menschen, denen er begegnete, durch sein verstörtes Aeußere erschreckend, bis er auf einen Arbeiter aus der Fabrik stieß.

»Was giebt es denn, Joshua?« rief der Mann. »Was gehst Du hin, Mensch?«

»Nach Hause. Halte mich nicht auf, Phil; ich habe Eile.«

»Aber, das ist ja nicht Dein Weg nach Hause. Bist Du von Sinnen? Wenn Du Deine Frau suchst, so glaube ich, daß sie Dich ebenfalls sucht, die arme kleine Seele. Ich sah sie so eben in die Fabrik gehen, so bleich wie ein Gespenst.«

»In die Fabrik, zu dieser Zeit der Nacht?«

»Komm Dir das sonderbar vor? Ich hatte geglaubt, Du hättest sie in der Voraussicht, daß Du diesen Abend nach Hause kommen würdest, dahin bestellt, um mit Dir zusammenzutreffen. Ich habe ein Licht im Comptoir gesehen und vermuthe, daß Mr. Crosby noch immer dort beschäftigt ist.«

»Laß mich gehen, Phil,« sagte Joshua mit gesteigerter Erregung und verließ seinen Kameraden, der ihm kopfschüttelnd nachblickte.

Er eilte fort nach der Fabrik, sein Blut in Wallung und sein Herz schlagend, wie es nie in seinem Leben geschlagen hatte. Was er zu finden erwartete, wußte er nicht, aber schreckliche und mörderische Gedanken waren in seiner Seele. Seine Frau um diese Stunde in der Fabrik! Ein Licht im Comptoir! Sie war dorthin gegangen, um Jemanden zu treffen. Er wußte jetzt, daß man ihn nach Durnside gesandt hatte, um ihn aus dem Weg zu schaffen, und seine Frau hatte dies vielleicht gewußt und über ihn, den Thoren, gelacht.

Ja, es brannte ein Licht in dem kleinen Comptoirhaus. - Die Thüre unten war nicht verschlossen. Joshua öffnete sie geräuschlos und trat in den Gang, wo das Gas noch düster brannte und ging dann die Treppe hinan nach dem Zimmer, wo er das Licht brennen gesehen.

Die Thüre war nur angelehnt und er hörte eine Stimme drinnen in leisem, besänftigendem Tone sprechen — *seine* Stimme. Einen Augenblick darauf stand Joshua Rainbow in der offenen Thüre, seiner Frau und ihrem Geliebten gegenüber.

Beim Anblick dieses todtenbleichen Gesichts stieß Esther einen furchtbaren Schrei aus und fiel ohnmächtig nieder. Stephen Lyne hob sie auf und schob sie in ein kleines Nebenzimmer. Dann sich mit dem Rücken gegen die Thüre lehnd, sah er den Mann, dem er ein so schweres Unrecht zugefügt, mit verächtlichem Trotze an.



»Nun Sir,« sagte er, »was wollt Ihr hier?« »Dein Leben, Du höllischer Schurke, obschon jeder Tropfen Deines Herzblutes nicht genug ist, um für das Unrecht, das Du mir angethan, zu bezahlen. Aber erst muß ich meine Frau von hier wegbringen, und dann will ich mit Dir Abrechnung halten. Laß mich hinein.«

Stephen Lyne behauptete seinen Platz an der Thüre; aber Joshua ergriff ihn bei der Kehle und schlenderte ihn weg. Die beiden Männer rangen mit einander wie ein paar Gladiatoren. Ein kurzer scharfer Kampf fand statt, ein Drängen nach der äußeren Thüre, dann der Fall eines schweren Körpers die Treppe hinunter und in dem nächsten Augenblicke wankte Joshua Rainbow mit dem Neufundländer Pluto, der ihn an der Halsbinde gepackt hatte, ins Zimmer. Der Hund war irgendwo herumgestreift und zur rechten Zeit zurückgekehrt, um zu sehen, wie sein Herr die Treppe hinuntergeschleudert wurde.

Esther stand unter der Thüre zwischen den beiden Zimmern, in tödtlichem Schrecken den Kampf ihres Mannes mit dem Hunde beobachtend. Sie rief das Thier bei seinem Namen, ergriff es beim Halsband und da dies nichts half, so riß sie das Fenster aus und rief um Hilfe.

Zwei Männer eilten ins Haus, der Nachtwächter und ein anderer. Am Fuße der Treppe strauchelten sie fast über Mr. Lyne, der hilflos auf dem Boden ausgestreckt lag.

»Was ist dies?« riefen sie, als sie ihn aufheben, ohne ihn bei dem schwachen Lichte zu erkennen.

»Nichts, vielleicht eine ausgerenkte Schulter, nichts weiter, stöhnte der junge Mann; »aber da oben befindet sich ein Mann, der von einem Hund erwürgt wird. Ihr werdet deshalb besser daran thun, nach ihm zu sehen.«

Esthers Angstschrei ließ sich noch immer oben vernehmen. Die beiden Männer eilten die Treppe hinauf. Joshua Rainbow lag bewußtlos auf dem Boden, mit Wunden bedeckt, während der Neufundländer einige Schritte von ihm stand, seinen blutenden Rachen leckend.

Sie hoben ihn auf, ihn Anfangs für todt haltend.

»Das ist eine schlimme Geschichte, Miß,« sagte einer von den Männern. »Wer hat den Hund aus ihn gehetzt?«

»Niemand. Es war meine Schuld — meine,« stammelte Esther. »Aber er ist doch nicht todt? O, um's Himmelswillen, sagt mir, daß er nicht todt ist.«

»Sieht ganz so aus, vielleicht aber erholt er sich doch wieder. Er ist schlimm zugerichtet. Wohin sollen wir ihn bringen, Miß?«

»Nach Hause. O nach seinem Hause; es ist zwar ein weiter Weg, aber wir müssen es doch einzurichten suchen.«

»Es wäre das Beste, ihn nach dem Spital zu bringen,« sagte der Wächter. »Lauf nach einem Doctor, Bill.«

Der Mann eilte fort. Der Hund hatte sich bereits

entfernt, ohne daß ihn jemand daran verhindert hätte.

Der Wächter hatte Joshua auf einen Stuhl gesetzt und stand an seiner Seite, die leblose Gestalt unterstützend. Esther warf sich auf die Kniee und nahm die Hand ihres Gatten in ihre beiden eigenen.

»Für mich!« murmelte sie, »für mich!«

Der Bote kam sehr schnell mit einem Wundarzt zurück, der ganz in der Nähe wohnte. Dieser Herr erklärte den Fall für sehr gefährlich und bestand darauf, daß Joshua nach dem Spital gebracht wurde. Ihn nach Hause zu bringen, stehe außer Frage, sagte er; man müsse fürchten, daß er auf dem Wege sterben würde, auch könne er zu Hause die nothwendige Pflege nicht haben. So wurde eine Bahre aus dem Spital geholt und Joshua darauf fortgetragen, während ihm seine Frau blaß und thränenlos folgte.

Drei lange Wochen lag Joshua Rainbow an der Pforte des Todes, Niemanden erkennend, nicht einmal seine tief gebeugte Frau, welche Stunde um Stunde an seinem Bette saß, sein verunstaltetes Gesicht bewachend und seinen wilden Reden lauschend, mit einer Geduld, die ihr das Lob der Spitalärzte gewann. Seine Mutter kam ebenfalls, aber sie sprach nur mit Esther, um ihr zu sagen, wie sie es wagen könne, ihr Gesicht dort zu zeigen.

Sie ließ sich aber nicht fortreiben. Sie wohnte jetzt bei ihrem Vater, um ihrem Manne näher — vielleicht auch,

um vor den Verfolgungen von Stephen Lyne sicher zu sein.

Und ließ Mr. Lyne seinen Preis ohne Kampf fahren? Nicht so ganz. Er lag vierzehn Tage an seiner ausgerenkten Schulter darnieder, die einzige Beschädigung, die er durch seinen Fall von der Treppe erlitten hatte; aber sobald er wieder ausgehen konnte, warf er sich Esther bei ihrer abendlichen Rückkehr aus dem Spital in den Weg und machte ihr das wiederholte Ansinnen, mit ihm zu fliehen. Sie wollten die Sache diesmal besser anstellen, es sollte kein Hinderniß ihrer Flucht eintreten. Sie sagte ihm, daß sie ihn geliebt habe, aber daß keine Macht aus Erden sie wieder in Versuchung führen könnte, ihren Mann seinetwegen zu verlassen. Sie sei an einem schrecklichen Abgrund gestanden und durch diese starke treue Hand vom Verderben errettet worden.

»Wissen Sie, daß ich ein Kind hatte, welches starb, Mr. Lyne,« sagte sie, »und daß ich im Begriff war, mein Kind im Himmel für Sie aufzugeben?«

Er war sehr erzürnt über sie — bitter enttäuscht — denn er hatte sie wirklich geliebt, so weit es nemlich seine selbstsüchtige Natur zuließ, irgend ein weibliches Wesen zu lieben. Als er endlich fand, daß keine Aussicht war, sie von ihrem Vorsatz abzubringen, verließ er Mapledeau und Mirkdale und ging in's Ausland.

O, welch ein glücklicher Tag war es, spät im Herbst,

als Joshua das Spital verließ und geheilt noch seinem kleinen Hause zurückkehrte, vollkommenen Frieden im Herzen. Seine Frau hatte ihm Alles gesagt — wie leicht sie der Versuchung nachgegeben, wie nahe sie an den Grenzen der Schuld gewesen, und wie sehr sie ihm dafür dankte, daß er sie befreit habe.

»Nicht mir hast Du es zu danken,« antwortete er demüthig, »sondern der Vorsehung. Ich war in jener Nacht wahnsinnig und ich dachte mehr daran, ihn zu ermorden, als Dich zu retten.«

Als Joshua Rainbow kräftig genug war, wieder zu arbeiten, verließen sie die Umgegend von Mirkdale und begaben sich nach einer großen Stadt weiter nördlich, wo eine andere Patronenfabrik war und wo Esther's Gatte sehr bald eine bessere Stelle erlangte, als diejenige war, die er in Stephen Lyne's Dienst inne gehabt hatte. Und nach einem oder zwei Jahren erhielt Esther wieder einen kleinen Knaben, schön, wie ihr heimgegangener Engel, und mit ihm kehrte süßer häuslicher Friede und eine ruhige Glückseligkeit ein, die besser waren, als ein Fiebertraum von Liebe.

- E n d e -